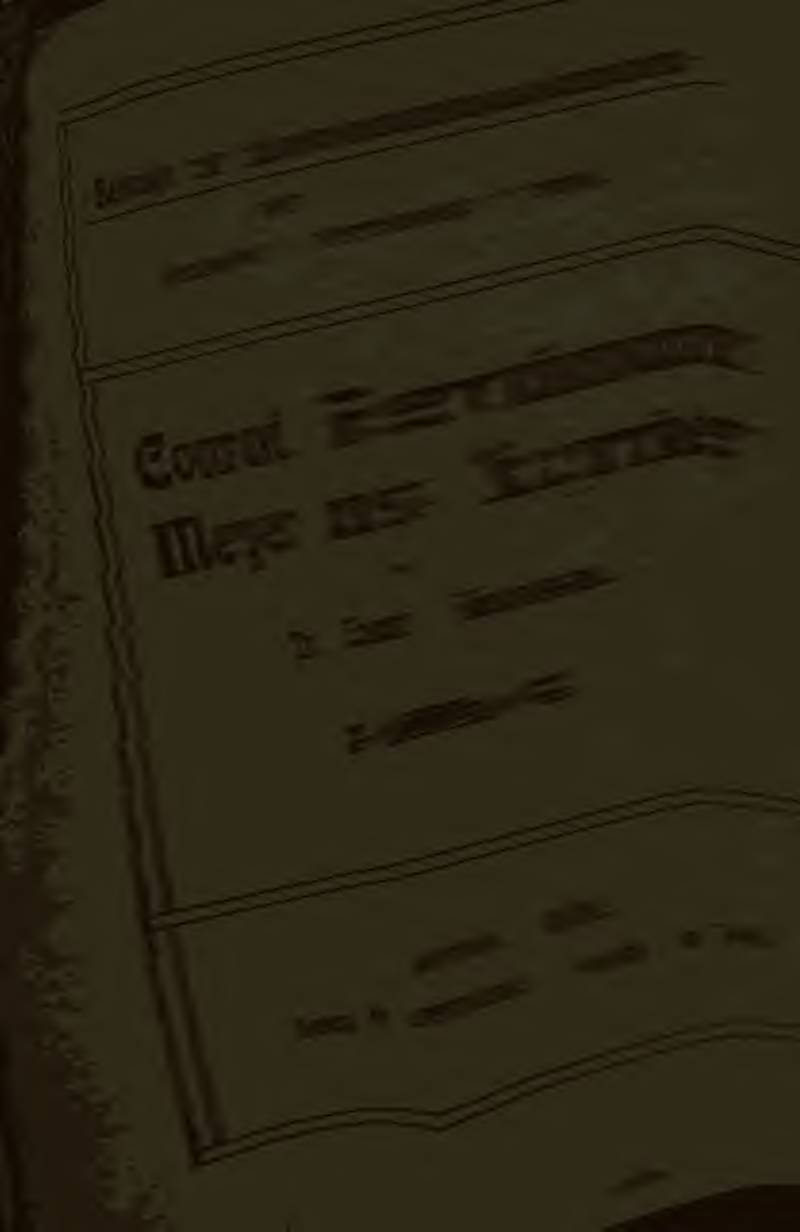
Conrad Ferdinand Meyer als Lyriker

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS
UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES



UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Beiträge zur Kunstwissenschaft

Conrad Ferdinand Meyer als Lyriker

Dr. Jan Bürgel

Digitized by Google

Digitized by Google

Beiträge

zur

Literaturgeschichte.

Heft 8.

Herausgeber: Hermann Graef.

Digitized by Google

Conrad Ferdinand Meyer als Lyriker

von

Dr. Carl Busse.

Leipzig 1906.
Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Digitized by Google

805
B425
no. 8

Alle Rechte nach dem Gesetz über das deutsche Urheber- und Verlagsrecht vom 19. Juni 1901 vorbehalten.

Gedruckt bei Paul Sauer in Weimar.

Digitized by Google

Conrad Ferdinand Meyer als Lyriker.

Ein goldner Helm in wundervoller Arbeit —
In einer Waffenhalle fand ich ihn
Als höchste Zier.
Und immer liegt der Helm mir in Gedanken,
Des Meisters muß ich denken, der ihn schuf —
Bin ich bei dir.

Detlev Liliencron grüßte einst mit diesen Worten den Kilchbergsänger Conrad Ferdinand; und der goldene Helm ist als Symbol von Meyers Kunst gutgegriffen. In bewundernder Ehrfurcht steht der eine davor, mächtig setzt seine Phantasie ein. Der goldene Helm: Das ist Prunk und Pracht, das ist etwas Großes und Königliches, das ist pathetische Erhabenheit, ein Rufer aus alten Tagen. Scheu vorbei aber drückt sich an diesem goldenen Helm ein anderer. Er ist ihm zu golden und zu feierlich. Er liegt auf Sammetgrund im Museum, aber man nimmt ihn nicht nach Hause. Er paßt nicht fürs Wohnhaus. Die Kinder werden still davor und spielen nicht mehr. Der goldene Helm ist zu kostbar.

Digitized by Google

Was Theodor Fontane nicht besaß, besitzt Conrad Ferdinand Meyer im höchsten Grade: den Sinn für Feierlichkeit. Sie waren beide so verschieden, wie der Charakter der Landschaft, an der sie am meisten hingen. Fontane etwas nüchtern, zäh wie die Kiefern Brandenburgs, ein Poet des Alltags. Conrad Ferdinand Meyer dagegen großartig, pathetisch-erhaben wie die Berge Helvetiens, aber auch oft so kühl wie sie, ein Poet des Festtags. Er trug stets die Tiara der Ausnahme auf dem Haupt. Liest man seine Verse, so hört mans rauschen wie einen schweren faltigen Purpurmantel oder einen Talar. Es ist immer hoher Feiertag, wenn er zu seiner Gemeinde spricht. Er spricht in großen, königlichen Worten. Jedes ist wie in Marmor gehauen; es läßt sich nicht mehr dran drehen und deuteln. Aber unter dem Marmor hört man heißes Leben kochen, als ob es nicht heraus kann. Man denkt unwillkürlich an jene Nixe Gottfried Kellers, die mit erstickten Jammer an der festen Eisfläche hin- und hertastet, ohne sie brechen zu können. Was drunten in wilder Sehnsucht lebt, kann nicht empor, kann die starken Fesseln nicht sprengen. Man hat niemals vor einem Gedichte Conrad Ferdinand das Gefühl, daß es eine volle Erlösung für ihn gewesen, daß es im wilden Ungestüm, alle Schranken niederreißend, hervorgebrochen sei. Sondern jedes kommt mit gemessenem Schritt, voll Würde im Schmerz, voll Würde im Glück, und wandelt vorüber. Es bleibt etwas Ungesagtes, etwas scheu Verhaltenes, etwas

Digitized by Google

Germanic
Funke
5-28-54
88055

Keuſches darin. Conrad Ferdinand Meyer iſt ein ſchamhafter Dichter.

Von ſeinem Leben iſt wenig zu ſagen. Er wurde am 12. Oktober 1825 zu Zürich geboren; er hat niemals mit Entbehrungen zu kämpfen gehabt, hat niemals Not gelitten. Ein Glück, das vielleicht auch wieder ein Unglück war. Denn es trug ſich zu, daß er dem richtigen Zeit-, Tat- und Pflichtleben fern blieb. Er ſtudierte etwas zwecklos in Genf und Lauſanne, er reiſte etwas zwecklos in der Welt umher, war bald in Paris, bald in Italien, widmete ſich bald der Rechte, bald der Geſchichte, — kurz, er wußte eigentlich nichts mit ſich anzufangen, wußte bekanntlich nicht einmal, ob er deutſch oder franzöſiſch ſchreiben ſollte. Da kam der Krieg von 1870—71. Der Triumph der deutſchen Waffen entſchied auch ſein Schwanken. Der Erfolg ſeiner Dichtung „Hutten's letzte Tage" gab ihm vollends Ziel und Richtung. Jetzt kam ihm auch das Studium der Geſchichte zu Hilfe: er wählte mit Vorliebe hiſtoriſche Stoffe, die ſeine ſtarke Phantaſie wundervoll ausdeutete. „Jürg Jenatſch", die vielgeleſene Bündnergeſchichte, „Die Verſuchung des Pescara", „Der Heilige" und die beiden Bände „Novellen" bilden die Höhepunkte ſeines Schaffens. Und in all dieſen Schöpfungen iſt etwas Reifes und Sicheres. Ein bedächtiger Meiſter mit ruhiger Hand ſchneidet da Gemmen. Man fühlt ſofort, daß kein Jüngling in feuriger Herzensleidenſchaft dieſe markigen, klaren Sätze mit ihrer kunſtvollen Einfachheit gebaut, daß

8-5-54 MFP

Digitized by Google

nicht überschäumende Kraft diese Renaissance-Gestalten modelliert hat. Immer wieder wird sich der feinere Sinn an der außerordentlichen Plastik der Schilderung, an der bewußt-kunstvollen Fortführung der Handlung, an dem gewissen latenten Pathos, das alles atmet, erbauen. Aber Conrad Ferdinand Meyer ist zu sehr Künstler. Wohl hat er in seiner Werkstatt Becher gehämmert und Schwerter geschmiedet, aber es waren nicht Becher für die Durstigen und Schwerter für die Kämpfenden, es waren goldene Zierrate für satte Herzen. Sie erregen die höchste Bewunderung der Kenner, aber schwerlich hat ein trauriges Herz daran Trost gefunden und ein Friedloser Frieden. Auch seine Kunst ist im letzten Betracht Luxuskunst.

Seine Art und sein Wesen spricht sich nirgends reiner aus als in seinen Gedichten. Drei Situationen — oder besser: drei umrahmende Kreise lassen sich für seine Lyrik finden, die sich oft wiederholen. Ich kennzeichne sie mit den Hauptworten. Erstens: düsterer Himmel, Flammen und Fackeln und Blitze durch die Nacht. Zweitens: Glocken, Herdengeläut, droben großes, stilles Leuchten, Firnelicht, nach den Höhen strebend ein Wanderer oder Pilgrim. Drittens: Chöre und Winzerreigen, Flöten, Traubenfülle und Becherklang. Noch kürzer ausgedrückt: Glocken, Flammen, Becher, daran knüpft sich seine Lyrik. Aber alles geht weit über die nackte Bedeutung der Worte hinaus. Hinter diesen Worten liegt eine ganze Zauberwelt, die seine Phantasie erschafft, liegt das Land seiner Jugend, das

Digitized by Google

Land des Friedens, das Land der Sehnsucht. Aus ihm her läuten die Glocken, schlagen die Flammen, klingen die Becher. Es braucht nicht in Wirklichkeit zu sein, das Glänzen und Tönen, es liegt in der Luft, es umgibt ihn, es geht durch seine Träume, es ist in seiner Phantasie. Und das ist der springende Punkt, der Punkt, wo man den Hebel ansetzen muß, um diese Welt aus ihren Angeln zu heben. Meyers Lyrik ist im Grunde durchaus Traum- und Phantasie-Lyrik. Ich fürchte, mißverstanden zu werden, wenn ich sage: Kunstlyrik. Eine Lyrik, die das Erlebnis erst immer in eine höhere Sphäre transponiert oder überhaupt nicht vom Leben, sondern gleich von der Kunst ausgeht. Beides läßt sich beobachten. Einmal die Phantasie, die bei einem Erlebnis einhakt und das Ganze über Alltag und Menschlichkeit hinaushebt: ein Ährenfeld, schlafende Schnitter, nur ein schönes Mädchen wacht, prüft die Sichel, weckt die anderen und fängt das Korn zu schneiden an. Das hübsche Bild lockt den Dichter, er schreibt es ab, nun aber wird die junge Schnitterin zum „göttlichen Gebild" und weil sie ihren Blick auf die rätselhafte Inschrift eines verwitterten Triumphbogens gerichtet hielt — ebenso gut, sagt Meyer selbst, konnte der Blick vom Liebsten träumen —, so wächst sie sich flugs in seiner Phantasie zu Ulio aus, der „das Altertum enträtselnden", die der Pergamente und Archive müde ist und, von der überreifen Saat gelockt, zur Schnitterin wird. Das Gedicht, an dem sich dieses „Höherschrauben" so deutlich erkennen läßt, heißt „Der

Digitized by Google

Triumphbogen". Noch öfter als solch ein Erlebnis geben Geschichte und Kunst ihm die Anregung. Er hat selbst gestanden, daß er seine Novellenstoffe z. B. mit Vorliebe aus Beckers Weltgeschichte hole. Oder aber seine Phantasie umspinnt ein Kunstwerk, sei es Bild, sei es Statue, mit goldenen Ranken. Nur von hier aus ist zu verstehen, daß er jedem Maler nicht nur, sondern auch jedem Dichter ein „paar Jahre Italien" zudiktieren möchte, daß er einen längeren Aufenthalt in Italien fast unerläßlich findet. Er selbst hat „enorm viel" aus den dortigen Kunstschätzen geschöpft. Er hat vielleicht zu viel Kunst heimgebracht.

Die Phantasie ist eine gefährliche Göttin. Sie lockt und verlockt, sie führt den Dichter fernab den Menschen, daß die Erde und die Gegenwart versinkt, sie spielt mit goldenen Bällen und trinkt gern rotes Herzblut. Mit all ihren Träumen schwächt sie, entnervt sie. Das Leben wird ein Schein, die Poesie ein Spiel; der höchste künstlerische Egoismus wird ausgebildet. Es sind viele Dichter daran zu Grunde gegangen, daß die Phantasie Alleinherrscherin über sie geworden ist. Conrad Ferdinand Meyer hat die Zügel noch immer in kräftiger Hand gehalten; aber auch er hat schon all die Eigenheiten des Phantasiedichters. Wie sie sich stofflich zeigen, wurde schon angedeutet: die Emporschraubung eines Erlebnisses, die Kunst als Ausgangspunkt seiner Kunst. Es liegt darin, daß er durchaus ein „Dichter für Gebildete" ist. Das Kind schaut „wie Juno", Buonarottis „großes Bild", Sachis „süßes

Digitized by Google

Bild“ wird poetisch umschrieben, er selbst dichtet ganze Gemälde. Nur ein Blick in das Inhaltsverzeichnis, — und man findet folgende Titel: Vor einer Büste, Der Triumphbogen, Die gegeißelte Psyche, Nach einem Niederländer, Der Musensaal, Die gefesselten Musen, Die sterbende Meduse, Michelangelo und seine Statuen, Der Marmorknabe, Die Krypte, Die Karyatide, In der Sistina, Das Gemälde, Der römische Brunnen, Die Ampel, Auf Goldgrund u. s. w. Ein zweiter Blick, — und auf die Künstlerlyrik folgte die reine Traum- und Phantasielyrik: Die Fey, Die Dryas, Das Geisterroß, Reisephantasie, Traumbesitz und die Anzahl der übrigen Nymphen-, Nixen- und Traumgedichte. Ein dritter Blick schließlich weist uns die mythologischen und historischen Stoffe: Achill, Bachus, Mars, Silen Etzel, Caesar, Borgia, Camoëns, Conradin, Cromwell, Huß, Luther, Milton, Napoleon, Schiller, Hohenstaufen und Päpste u. s. w.

Das alles sind sozusagen Stoffe aus zweiter Hand. Sind es deshalb, weil man sich bei den meisten nicht vorstellen kann, daß ihr Ergreifen eine seelische Notwendigkeit für den Dichter war. Und wo doch eine unmittelbare Empfindung nach Ausdruck gedrängt hat, ward sie von Conrad Ferdinand nach Kräften objektiviert. Er hat sie als Traum gegeben oder als hervorleuchtend aus einem Gemälde oder als Gesicht einer fremden mythologischen oder historischen Persönlichkeit. Niemals fast hat er sein Empfinden rein lyrisch ausgesprochen; seine starke Phantasie schuf immer

Digitized by Google

Körper und Situationen dazu. Deshalb hauptsächlich fehlt seiner Poesie jenes unmittelbare ans Herz greifende, wie es unsere großen reinen Lyriker besitzen. Dadurch, daß er zwischen sich und dem Leser ein Medium schafft, geht viel verloren. Er ist zu entfernt, der Weg zwischen ihm und uns zu weit. Der eigentliche Lyriker überströmt die Welt mit seiner Empfindung, sie quillt unaufhaltsam wie ein Strom hervor und ergießt sich von ihm hinweg nach außen. Conrad Ferdinand aber verbannt sie erst in eine andere Gestalt und läßt sie so in fremdem Gewande von außen auf sich zukommen. Nichts ist bezeichnender dafür als das Gedicht „Begegnung". Im verschneiten Tannenwald kommt er sich selbst entgegen als stiller Reiter, reitet an sich vorüber und weiß doch: er ist es selbst.

Diese starke Phantasiemacht, die hier also jene bedenkliche Spaltung vollbringt, zeigt sich auch in der Art der Behandlung eines Stoffes. Conrad Ferdinand nimmt gern seinen Platz an einem wichtigen Lebensabschnitt, — und sofort stellen sich Vergangenheit und Zukunft daneben. Die Situation ist z. B. einfach: eine junge Braut schreitet zur Vermählung. Da sieht er als Begleitung ein „feines Heer", all ihrer raschen Jahre. Zuerst ein vom Mutterarm getragenes Kindlein; ein zweites, das schon die Füßchen setzt: es folgen Stufen „mannigfalt des jungen Menschenbildes", neben dem scheuen Kinde schon ein wildes Mädchen; dann ein ernstes, blasses, schließlich ein still verklärtes: das der liebenden Braut. Und alle verschwinden jetzt vor

Digitized by Google

dem Kirchentor für immer.

Ein anderes Beispiel: am Grab eines Knaben. Es quillt unterm Rasen hervor, ungelebtes Leben zuckt und lodert, Gestalten drängen sich: ein Zecher, ein Buhle, ein kühner Schiffer in der Brandung, ein junger Krieger, ein Volksbeherrscher, Kränze strecken sich ihm entgegen, „Kränze, wenn du lebtest, dir beschieden! Nicht erreichte! Knabe, schlaf in Frieden". So stellt seine Phantasie fast unvermittelt die großen Züge neben einander, in denen dies hingesunkene Leben nicht etwa sich bewegt hat, sondern sich einst hätte bewegen können. Dieses Nebeneinander, diese knappe Aufzählung liebt Conrad Ferdinand überhaupt. Er steht gern auf Gipfeln und berührt nur die Gipfel. Über die Täler dazwischen fliegt er hinweg. Die „Nachtgeräusche" muß ihm die Muse melden: Hundegebell, Stundenschlag, Fischergespräch am Ufer, Brunnenrauschen u. s. w. „Liederseelen" verkünden sich: Ich bin ein Wölkchen, ich eine Reihe Stapfen im Schnee, ich ein Seufzer, ich ein Geheimnis, ich ein totes Kind, ich eine Blume u. s. w. Oder das Meer braust im Gesang auf zu den Wolken: Segelt in Lüften, Sucht die Gipfel, Brauet Stürme, Blitzet, Liefert Schlachten, Ruht über Klüften, Rauscht im Regen, Murmelt in Quellen, Füllt die Brunnen u. s. w. Man sieht, er hat die Aufforderung: „Sucht die Gipfel" selbst befolgt. Deshalb schreibt er so gern Chöre. Die Toten verkünden sich, das Leben stellt sich daneben: in großen Antithesen, in feierlicher Würde tönt ihr Gesang. Ebenso voll klingen Chöre der Schnitter, der

Digitized by Google

Säer, der Mönche, der alten Schweizer. Und immer fast Tod und Leben, Vergangenheit und Gegenwart entgegengesetzt. Tanzt im jungen Liebesglück das Volk in der Frühlingspracht den Reigen, so schwebt ein zweiter Reigen im Mondenglanz dahin, toter Jüngling und tote Maid umschlingen und küssen einander. Treibt er langsam dahin mit eingelegten Rudern, so stellt sich neben das „Heute" das Gestern und das Morgen. Die Phantasie ist so stark, daß sie ihn stets über die Stunde hinausführt, ihn nie zum vollen Ausschöpfen dieser Stunde, zur vollen Hingabe an den Augenblick kommen läßt.

Seine Lyrik wird dort versagen, wo die Phantasie kein Recht mehr hat, wenigstens kein beherrschendes: im Liede. Merkwürdig, wie taube Ähren ihm, dem großen Dichter, da wachsen. Ein einfaches „Morgenlied" kann er nicht schreiben; es wird ein mit Lungenkraft aufgeblasenes Morgengedicht. Nirgends merkt man so sehr, wie Conrad Ferdinand eigentlich auf Stelzen geht.

Mit edlen Purpurröten
Und hellem Amselschlag,
Mit Rosen und mit Flöten
Stolziert der junge Tag.

Jawohl, er stolziert. Das ganze Gedicht stolziert fürchterlich. Es verpufft wirkungslos. Es ist unnatürlich wie eine Theaterdekoration. Wo dekorative Wirkungen, die Conrad Ferdinand liebt, hinpassen,

Digitized by Google

ist es gut und schön. Aber der junge Morgen läßt sich nicht als Theaterprinz aufputzen. Und so ähnlich steht's auch mit den Frühlingsliedern. Der Lenz wird als Wanderer, als Mörder, als Triumphator vorgeführt. Er darf nicht bleiben, was er ist, er wird in ein Kostüm gesteckt. Nur die „Lenzfahrt" macht eine Ausnahme. In ihr ist der Liedeston getroffen. Conrad Ferdinand hat eben nur eine Sprache für Könige. Er ist zu sehr „goldner Helm in wundervoller Arbeit". Der liebliche Frühlingsmorgen paßt nicht dazu. Er kriegt auch kein richtiges Liebeslied fertig. Er kann wundervoll über Liebende reden, über die Liebe, aber nicht heiß und süß wie Liebende. Ihm fehlt ein gewisses weibliches Element. Vergleicht man etwa seinen mächtigen Chor der Toten mit dem Gesang der Abgeschiedenen von Novalis, so wird einem der Unterschied klar. Bei Meyer alles kurz, gedrungen, epigrammatisch-eindringlich. Ein Maler könnte nur ernste Männer und Greise zeichnen, wenn er dies Gedicht in seine Kunst übersetzen wollte. Bei Novalis dagegen alles mystische Verzückung, heiße Wehmutschauer, weiche Gestaltlosigkeit, Musik; — verklärte, schwebende Mädchen in weißen, verschwimmenden Gewändern könnten das Lied einzig illustrieren. Meyer berührt sich mehr mit Schiller. Auch er ist ein Talardichter. Deshalb preist er ihn. Im Goethejahrbuch 1887 hatte er ein Gedicht „Schutzgeister". Goethe, sein Weggesell, an dessen „liebevollem Geist" er sich freut. Aber sein Herz entbrennt erst, als Goethe den Namen Schiller nennt;

Digitized by Google

da ſchlagen weite Flügel ſauſend über ihm die Luft. Und „Schillers Beſtattung“ ſchildert er ſo: ein Fackelpaar, einen Tannenſarg, keine Kränze, kein Geleit. Nur ein Unbekannter hinter der Bahre, „von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht. Der Menſchheit Genius war's.“ Dieſer „kühne Schwung des weiten Mantels“ iſt doppelt intereſſant. Er charakteriſiert nicht nur Schiller, ſondern auch Meyer. Auch ihn, wenn er als Dichter ſchreitet, umweht des „weiten Mantels kühner Schwung“. Wohlgemerkt: nicht der Mantel, ſondern der Schwung des Mantels. Hier kann man im einzelnen dieſelbe Beobachtung machen wie bei all den Dichtern, die mehr Sprecher als Sänger, die nach der rhetoriſch-patheliſchen Seite hin vorzüglich begabt ſind. Schiller ſchrieb ebenſo. Auch das Rad des Dampfers dreht ſich nicht, ſondern der „Schwung des Rades“. Ähnlich ſpricht er von der Demut des Nackens. Er liegt auf derſelben Linie, wenn er Begriffe dadurch erweicht, daß er ſie in den Plural erhebt, — übrigens die ſchrecklichſte Manier unſerer Romantiker. Das iſt eine poetiſche Emporſchraubung, die nach meinem Gefühl faſt immer ihre Wirkung verfehlt. Ein Beiſpiel kennen wir ſchon: mit edlen Purpurröten ſtolziert der Tag. Ein anderes Mal ſtarrt er empor „in ſel'ge Bläuen“. Oder ein Schwarm von Liebesgöttern flügelt „durch die jungen Röten“. Über die merkwürdig undeutſchen Konſtruktionen, die ſich der Dichter erlaubt — „Mich denkt es eines alten Traums“, beginnt z. B. ein Gedicht —, iſt von Leuten, deren

Digitized by Google

Geistesarmut sich an solche Unwesentlichkeiten klammert, schon genug geschrieben und geschrieen worden, als daß hier die bloße Andeutung nicht genügen sollte.

Conrad Ferdinand Meyers Gedichte sind rhythmisch „prachtvoll". Es gibt kaum einen anderen Ausdruck dafür. Mächtig wogen sie hin. Sie marschieren wie große Heere, erzgeschient und gleichmäßig. Sie fluten wie Orgelklang und Glockenton, erhaben und feierlich. Breit und wuchtig laden die einzelnen Verse aus; das Langhingestreckte ist für sie bezeichnend. Man muß sie langsam, schwer und voll lesen. Nur Männer dürfen sie vortragen. Der dunkle, volltönige Grundton wird stark durchgehalten. Aber diese prachtvolle Rhythmik entfaltet sich fast nie zur Melodie. Der wuchtige, dumpfe Kohortenschritt ist zu schwer, als daß er tanzen könnte. Der natürliche Schluß des Verses ist oft nicht auch der Schluß des Gedankens. Worte — oder gar nur ein Wort — werden herübergeschleift und zerhacken durch unorganische Cäsur den nächsten Vers. Die Melodie wird erstickt und zerstört. Dies ist am peinlichsten im Liede, das nicht gesprochen, sondern gesungen sein will. Aber singen und tanzen kann Conrad Ferdinand nicht. Ihm fehlt der leichte Fuß der geborenen himmlischen Gäste. Es ist zu viel erdige Schwere, zu viel wuchtige Körperlichkeit in seiner Lyrik. Sie kann nur wandeln, wallen und schreiten —: drei seiner Lieblingsworte.

Einen schamhaften Dichter nannte ich ihn. Er hat ein spezielles Gedicht der Schamhaftigkeit geschrieben

Digitized by Google

„Die gelöschten Kerzen" heißt es. Der Neffe fragt den alten Onkel nach der „Camargo". Der alte löscht das Licht. „Du erlaubst? Nur, daß ich nicht erröte". Aber der Junge zündet die Kerzen lächelnd wieder an: „Ohm, wie war's denn mit dem Sturm auf Düppel?" Conrad Ferdinand hat sich in dem Alten selbst gezeichnet. Er liebt es nicht, Gefühle auszusprechen. Er stellt Situationen hin, nun mag man sich selbst einen Vers daraus machen. Deshalb die merkwürdigen Gedichtschlüsse, die er gibt, die so unendlich viel verschweigen, aber durch das seltsam Verhaltene tief wirken. Schlüsse, die oft nur in den allernotwendigsten Worten Tatsachen konstatieren, die kurz, starr, kühl sind. Es ist Gemmenschnitt darin. Ich zitiere nur einige: „Er starrt, den Blick emporgewendet. Er neigt das Haupt. Er seufzt. Vollendet." Oder: „Sie steht bekränzt. Sie schaudert. Sie erbleicht". Oder: „Sie hört die Hirtenflöte wieder blasen und lauscht. Sie zuckt. Sie windet sich. Sie ruht." Oder: „Ein Blitz. Zwei schwarze Rosse bäumen sich. Die Peitsche knallt. Sie ziehen an. Vorbei." Knapper kann man nicht sein. Die Knappheit ist oft so weit getrieben, daß sie zur verblüffenden Manier wird. Der Grund, oder besser, die beiden sich gegenseitig bedingenden Ursachen: einmal die Schamhaftigkeit des Dichters, der vor Gefühlsergüssen zurückzuckt; dann aber auch das Bewußtsein, daß das spezielle Talent, Gefühle rein auszusprechen, ihm versagt ist. Von hier aus wird auch erst recht verständlich, daß Conrad Ferdinand fast wie kein zweiter

Digitized by Google

Poet immer wieder die Formen seiner Gedichte brach, um neue an ihre Stelle zu setzen. Daß er in dem Gefühl, das Letzte und Beste sei doch nicht herausgekommen, ein Gedicht nach Jahren völlig neu gestaltete, so das wir von ein und demselben die manigfaltigsten Fassungen haben. In umfangreichen Werken sind schon heute die verschiedenen Lesarten verglichen. Aber das hat Emanuel Geibel gewiß nicht gemeint, als er die anfechtbare Behauptung aufstellte, am Korigieren, am „Brüten" erkenne man den echten Poeten. Denn es ist mit Gedichten wie mit Eiern: man darf sie beim Brüten nicht kalt werden lassen. Conrad Ferdinand Meyer jedoch, der eine Form, in der das Gedicht jahrelang gelebt, zerschlug, um eine andere dafür einzusetzen, zeigt nur, wie fern ihm das Ganze war. Diese ewigen Ummodelungen reden von Ersatz und Notbehelf; sie reden von dem manchmal wohl halb verzweifelten Schaffen eines Künstlers, dem für den ursprünglichen Gefühlsausdruck die Lippen versiegelt sind, der in bewunderungswürdigem, nimmermüdem Ringen die meisten zurückläßt und einen hohen Gipfel erreicht, um dort schließlich doch zu sehen, daß die Lerchen noch höher fliegen.

Dieses heiße vergebliche Ringen — man muß den Vergleich mit der Nixe, die in erstickter Jammer die harte Eisfläche entlang tastet, immer wiederholen. Unter der äußeren, fast kühlen Hülle steckt in Conrad Ferdinand ein wilder Herzensdrang. „Ungelebtes Leben zuckt und lodert", etwas, das sich frei machen will

Digitized by Google

und nicht kann, vielleicht nicht mehr kann, weil es die Stunde versäumt hat. Im tiefsten Kern dieses Dichters dürstet heiße Genußsucht, ein rasendes Verlangen nach Glück und Pracht der Erde. „Genug ist nicht genug“: Das ist der mit Mühe zurückgehaltene Aufschrei, der vor seinem ganzen Buche steht, der wiederklingt, nur guten Ohren hörbar, durch die Mehrzahl seiner Gedichte. Er sagt selbst in einem, hinter den harten Falten seines Gesichtes liege ein zweites Antlitz, daß nur die Nächsten kennen. Und diese wilde Genußsucht, die in vollen Zügen am Born des Überflusses schlürfen möchte, jene heißt Sehnsucht nach Glück, Jugend, oder wie man's nennen will, eine Sehnsucht, die unerfüllt geblieben, die verbannt ist in dunkle Tiefen, aus denen sie immer wieder emporläutet, die eben in Glocken klingt, in Flammen lodert, in Bechern funkelt, die nicht aufhört, wie jene Nixe, an die starre Eisflüche zu klopfen und nach Licht und Erlösung zu schreien, — sie hat Meyers Versen jenes Dunkle, Volltönige, Prunkende, die Fülle und das Verhaltene gegeben. Und weil sie die Bahnen zum Licht nicht fand, weil sie sich nicht ausleben konnte unter der Sonne treibt sie ihn rastlos als Wanderer und Pilgrim über die Erde. „Ich bin der zum Reiseschritt Verdammte,“ klagt er. Und in einem seiner schönsten, weil notwendigsten und echtesten Gedichte spricht er es aus: „Zu wandern ist das Herz verdammt, das seinen Jugendtag versäumt.“ Er muß in jedem Frühling „nach seinem Lenze wandern gehen“. Mit dem jähen

Digitized by Google

Bekenntnis: „Genug iſt nicht genug!“ beginnt, mit dem reſignierten Bekenntnis: Ich bin „ein Pilgrim und Wandersmann“ ſchließt das Buch. Die pſychologiſche Entwicklung iſt klar und die Phantaſie mußte erfüllen, was das Leben nicht erfüllte. Sie wurde zum rettenden Ventil. Schein und Sein vertauſchte ſich. Deshalb das charakteriſtiſche Gedicht „Möwenflug“. Um einen Felſen kreiſen die Möwen mit geſpannten Schwingen. Und dasſelbe Bild, der Felſen, der Vogelflug abgeſpiegelt im klaren Meeresſpiegel, daß ſich „Trug und Wahrheit“ völlig glichen, daß Schein und Weſen ganz verwandt waren. Da beſchleicht den betrachtenden Dichter ein Grauen. „Und du ſelber? Biſt du echt beflügelt? Oder nur gemalt und abgeſpiegelt?“ Man begreift gerade hier die Frage, man begreift, wenn man ſich das zuletzt Geſagte vorhält, auch den Schluß, zu dem Conrad Ferdinand kommt, als er ſeine Gedichte, die Liebesgedichte beſonders, anſieht: „In dieſen Liedern ſuche du nach keinem ernſten Ziel: ein wenig Schmerz, ein wenig Luſt, — und alles war ein Spiel.“ Ich wiederhole: er iſt durchaus Phantaſiedichter. Aber es hebt ihn vor anderen, daß ſeine Phantaſiegebilde nicht nur tote Glitzerdinge ſind, ſondern wie der Schatten in dem Lethe-Gedicht, „mit einem Schein von Blut“ gefärbt und lebendig geküßt von der wilden Sehnſucht des Herzens. Er hat einſt von ſich geſagt:

In meinem Weſen und Gedicht
Allüberall iſt Firnelicht,
Das große, ſtille Leuchten.

Digitized by Google

Wir wollen das Wort annehmen und dankbar emporschauen in dieses große, stille Leuchten, ohne allerdings zu vergessen, daß Firnelicht nur Abglanz der Sonne auf kühlen Schneegrenzen ist, nicht die allbelebende Sonne selbst.

Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer.

Liebesflämmchen.

Die Mutter mahnt mich abends:
„Trag' Sorg' zur Ampel, Kind!
Jüngst träumte mir von Feuer —
Auch weht ein wilder Wind."

Das Flämmchen auf der Ampel,
Ich lösch es mit Bedacht,
Das Licht in meinem Herzen
Brennt durch die ganze Nacht.

Die Mutter ruft mich morgens:
„Kind hebe dich! 's ist Tag!"
Sie pocht an meiner Türe
Dreimal mit starkem Schlag

Und meint, sie habe grausam
Mich aus dem Schlaf geschreckt —
Das Licht in meinem Herzen
Hat längst mich aufgeweckt.

Dämmergang.

Du lebst meerüber
In blauer Ferne
Und du besuchst mich
Beim ersten Sterne.

Digitized by Google

Ich mach' im Felde
Die Dämmerrunde,
Umbellt, umsprungen
Von meinem Hunde.

Es rauscht im Dickicht,
Es webt im Düster,
Auf meine Wange
Haucht warm Geflüster.

Das Weggeleite
Wird trauter, trauter,
Du schmiegst dich näher,
Du plauderst lauter.

Da gibts zu schelten,
Da gibts zu fragen,
Und hell zu lachen
Und leis zu klagen.

Was wedelt Barry
So glückverloren?
Du kraust dem Liebling
Die weichen Ohren . . .

Hochzeitslied.

Aus der Eltern Macht und Haus
Tritt die zücht'ge Braut heraus
An des Lebens Scheide —
Geh und lieb und leide!

Freigesprochen, unterjocht,
Wie der junge Busen pocht
Im Gewand von Seide —
Geh und lieb und leide!

Digitized by Google

Frommer Augen helle Luſt
Überſtrahlt an voller Bruſt
Blitzendes Geſchmeide —
Geh und lieb und leide!

Merke dir's du blondes Haar:
Schmerz und Luſt Geſchwiſterpaar,
Unzertrennlich beide —
Geh und lieb und leide!

Einem Tagelöhner.

Lange Jahre ſah ich dich
Führen deinen Spaten,
Und ein jeder Schaufelſtich
Iſt dir wohlgeraten.

Nie hat dir des Lebensflucht
Bang' gemacht, ich glaube —
Sorgteſt für die fremde Frucht,
Für die fremde Traube.

Nie gelodert hat die Glut
Dir im eignen Herde;
Doch du fußteſt feſt und gut
Auf der Mutter Erde.

Nun haſt du das Land erreicht,
Das du fleißig grubeſt;
Laſte dir die Scholle leicht.
Die du täglich hubeſt!

In Harmesnächten.

Die Rechte ſtreckt' ich ſchmerzlich oft
In Harmesnächten
Und fühlt' gedrückt ſie unverhofft
Von einer Rechten —

Digitized by Google

Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbünden.

In der Sistina.

In der Sistina dämmerhohem Raum,
Das Bibelbuch in seiner nervigen Hand,
Sitzt Michelangelo in wachem Traum,
Umhellt von einer kleinen Ampel Brand.

Laut spricht hinein er in die Mitternacht,
Als lauscht ein Gast ihm gegenüber hier,
Bald wie mit einer allgewaltigen Macht,
Bald wieder wie mit seinesgleichen schier:

„Umfaßt, umgrenzt hab ich dich, ewig Sein,
Mit meinen großen Linien fünfmal dort!
Ich hüllte dich in lichte Mäntel ein
Und gab dir Leib, wie dieses Bibelwort.

Mit wehenden Haaren stürmst du feurig-wild
Von Sonnen immer neuen Sonnen zu,
Für deinen Menschen bist in meinem Bild
Entgegenschwebend und barmherzig du!

So schuf ich dich mit meiner nichtigen Kraft:
Damit ich nicht der größre Künstler sei,
Schaff mich — ich bin ein Knecht der Leidenschaft —
Nach deinem Bilde schaff mich rein und frei!

Den ersten Menschen formtest du aus Ton,
Ich werde schon von härterm Stoffe sein,
Da, Meister, brauchst du deinen Hammer schon,
Bildhauer Gott, schlag zu! Ich bin der Stein."

Digitized by Google

Mit zwei Worten.

Am Gestade Palästinas, auf und nieder, Tag um Tag,
„London?“ frug die Sarazenin, wo ein Schiff vor Anker lag.
„London!“ bat sie lang vergebens, nimmer müde, nimmer zag,
Bis zuletzt an Bord sie brachte eines Bootes Ruderschlag.

Sie betrat das Deck des Seglers, und ihr wurde nicht gewehrt.
Meer und Himmel. „London?“ frug sie, von der Heimat abgekehrt,
Suchte, blickte, durch des Schiffers ausgestreckte Hand belehrt,
Nach den Küsten, wo die Sonne sich in Abendglut verzehrt ...

„Gilbert?“ fragt die Sarazenin im Gedräng der großen Stadt,
Und die Menge lacht und spottet, bis sie dann Erbarmen hat.
„Tausend Gilbert gibts in London!“ Doch sie sucht und wird [nicht matt.
„Labe dich mit Trank und Speise!“ Doch sie wird von Tränen satt.

„Gilbert!“ „Nichts als Gilbert? Weißt du keine andern Worte? [Nein?“
„Gilbert!“ .... „Hört, das wird der weiland Pilger Gilbert [Becket sein —
Den gebräunt in Sklavenketten glüher Wüste Sonnenschein —
Dem die Bande löste heimlich eines Emirs Töchterlein!“

„Pilgrim Gilbert Becket!“ dröhnt es, braust es längs der Themse [Strand.
Sieh, da kommt er ihr entgegen, von des Volkes Mund genannt,
Über seine Schwelle führt er, die das Ziel der Reise fand.
Liebe wandert mit zwei Worten gläubig über Meer und Land.

Thespesius.

Zwei Greise ruhten unter eine Pinie,
Stab neben Stab, an einer Quelle klarer Flut,
Wo wandernd sie begegnet sich von ungefähr.
Sie führten Zwiegespräch und sie behagten sich.
„Man nennt mich Eukrates, und wer, mein Freund, bist du?“

Digitized by Google

— „Mich nannten Aridäus lange Jahre sie,
Seit langen Jahren bin ich nun Thespesius."
— „Zwei Namen trugst du?" — „Beide Namen, Eukrates.
Hör an! Ein Jüngling, peitscht ich rasend das Gespann.
Die Rosse flogen. Becher, Buhlen, Würfelspiel,
Wut, Zorn, vergossen Blut — verklagend Blut!
Dem ich entfloh, die Eumeniden hinter mir.
Sie folgten meiner raschen Füße schnellstem Lauf,
Ich warf mich in den Fluß, sie sprangen jauchzend nach
Und hoben schwimmend ihrer Fackeln düstre Glut'
Ich klomm bergan — verirrt stürzt ich von einer Wand —
Die Sinne schwanden mir. Dann lebt ich wieder — war's
Im Traum? — und schritt auf einem weichen Wiesengrün,
Wo Selige, solche schienen sie, lustwandelten
In still bewegten Scharen. Kränze trugen sie.
Den einen kannt' ich wohl und ward von ihm erkannt:
Mein Blutsverwander, welcher jüngst entschwunden war
Aus dieser Erde Staub nach reinem Lauf.
Der sprach mich an: „Ich grüße dich, Thespesius!" —
„Wozu der neue Name, wundersamer Ohm?
Wie nennst du mich? Dein Aridäus bin ich ja!"
Die Locken schüttelt leis er, die ambrosischen,
Und abermals: „Ich grüße dich, Thespesius!" ....
Jetzt wacht' ich wirklich auf. Am Hange lag
Ich blutbefleckt, von gierigen Raben schon umschwärmt.
Was mehr? Ich ward ein andrer. Nicht mit kleinem Kampf,
Der Kampf ist groß, mein neuer Name stärkte mich,
Der Zmakellose, der so rein und göttlich klang!
„Hab' gute Fahrt!" — „Fahr wohl auch du, Thespesius!"

Der Ritt in den Tod.

„Greif aus, du mein junges, mein feuriges Tier,
Noch einmal verwachs' ich centaurisch mit dir!

Umschmettert mich, Tuben! Erhebet den Ton!
Den Latiner besiegte des Manilus Sohn!

Digitized by Google

Voran die Trophä'n! Der latiniſche Speer:
Der eroberte Helm! Die erbeutete Wehr!

Duell iſt bei Strafe des Beiles verpönt ...
Doch er liegt, der die römiſche Wölfin gehöhnt!

Liktoren, erfüllet des Vaters Gebot!
Ich beſitze den Kranz und verdiene den Tod.

Bevor es ſich rollend im Sande beſtaubt,
Erheb ich im ewigen Jubel das Haupt!"

Bettlerballade.

Prinz Bertarit bewirtet Veronas Bettlerſchaft.
Mit Weizenbrot und Kuchen und edlem Traubenſaft
Gebeten iſt ein jeder, der ſich mit Lumpen deckt,
Der, heiſchend auf den Brücken der Etſch, die Rechte reckt.

Auf edlen Marmorſeſſeln im Saale thronen ſie,
Durch Riſſ' und Löcher gucken Ellbogen, Zeh' und Knie.
Nicht nach Geburt und Würden, ſie ſitzen grell gemiſcht;
Jetzt werden noch die Haſen und Hühner aufgetiſcht.

Der taſtet nach dem Becher. Er durſtet und iſt blind.
Den Krüppel ohne Arme bedient ein frommes Kind.
Ein reizend ſtumpfes Näschen geckt unter ſtrupp'gem Schopf:
Mit wildem Moſesbarte prahlt ein Charakterkopf.

Die Herzen ſind geſättigt. Beginne Muſika!
Ein Dudelſack, ein Hackbrett und Geig' und Harf' iſt da.
Der Prinz, noch ſchier ein Knabe, wie Gottes Engel ſchön,
Erhebt den vollen Becher und ſingt durch das Getön:

„Mit friſch gepflückten Roſen bekrön' ich mir das Haupt,
Des Reiches eh'rne Krone hat mir der Ohm geraubt.
Er ließ mir Tag und Sonne! Mein übrig Gut iſt klein!
So will ich mit den Armen als Armer fröhlich ſein!

Digitized by Google

Ein Bettler stürzt ins Zimmer. „Grumel, wo kommst du her?“
Der Schreckensbleiche stammelt: „Ich lauscht von ungefähr,
Gebettet an der Hofburg ... dein Ohm schickt Mörder aus,
Nimm meinen braunen Mantel!“ Erzschritt umdröhnt das Haus.

„Drück in die Stirn den Hut dir! Er schattet tief! Geschwind!
Da hast du meinen Stecken! Entspring, geliebtes Kind!“
Die Mörder nahen klirrend. Ein Bettler schleicht davon.
„Wer bist du? Zeig das Antlitz!“ Gehob'ne Dolche droh'n.

„Laff' ihn! Es ist Grumello! Ich kenn das Loch im Hut!
Ich kenn den Riß im Ärmel! Wir opfern edles Blut!“
Sie spähen durch die Hallen und suchen Bertarit,
Der unter dunkelm Mantel dem dunkeln Tod entflieht.

Er fuhr in fremde Länder und ward darob zum Mann.
Er kehrte heim gepanzert. Den Ohm erschlug er dann.
Verona nahm er stürmend in rotem Feuerschein.
Am Abend lud der König Veronas Bettler ein.

Konradins Knappe.

„Auf diesem kurzen Bergesrasen hier,
Nur wen'ge Monde sind es, zechten wir.
Er und das Edelvolk, im hohen Raum —
Und drüben war Italien wie ein Traum.

In diesem Passe lagen wir gestreckt;
Der Staufe hat mich minniglich geneckt:
„Nicht blöde, Hans! Sprich! Was begehrst du gleich?
Ich geb' es dir in meinem Königreich!“

Dann klomm die Fahrt an Wänden schwarz und kahl!
Wo ich der Mutter Gottes mich empfahl.
Noch eh' ich Amen sagte, glitt mein Tier —
Der Staufen und die Sinne schwanden mir.

Digitized by Google

Dann lag ich im Hospize fieberbang,
Wo ich verzweifelnd mit den Mönchen rang;
Ich focht und schrie: „Dem jungen Staufen nach!
Hie Napoli!“ bis ich zusammenbrach.

Jetzt schlepp ich jeden Tag mich hier empor,
Wo ich den Staufen aus dem Blick verlor,
Genesen ist der Leib, die Seele schmerzt,
Denn all mein Erdenglück hab ich verscherzt.

Und zög' ich heut', ich käme doch zu spät;
Schon krönte sich die junge Majestät,
Das Edelblut empfing den Ritterschlag,
Ich aber fluche meinem Unglückstag.“ —

Ein Knechtlein kommt bergüber. „Gieb Bescheid!
Der Staufenknabe thront in Herrlichkeit?“ —
„Ja, Herr. Er litt gemach den Todesstreich
Und thront getröstet nun im Himmelreich.“

Die Füße im Feuer.

Wild zuckt der Blitz. In fahlem Lichte steht ein Turm.
Der Donner rollt. Ein Reiter kämpft mit seinem Roß,
Springt ab und pocht ans Tor und lärmt. Sein Mantel saust
Im Wind. Er hält den scheuen Fuchs am Zügel fest,
Ein schmales Gitterfenster schimmert goldenhell,
Und knarrend öffnet jetzt das Tor ein Edelmann ...

„Ich bin ein Knecht des Königs, als Kurier geschickt
Nach Nimes. Herbergt mich! Ihr kennt des Königs Rock!“
„Es stürmt. Mein Gast bist du. Dein Kleid, was kümmerts mich?
Tritt ein und wärme dich! Ich sorge für dein Tier!“
Der Reiter tritt in einen dunklen Ahnensaal,
Von eines weiten Herdes Feuer schwach erhellt,
Und je nach seines Flackerns launenhaftem Licht
Droht hier ein Hugenott im Harnisch, dort ein Weib,

Digitized by Google

Ein stolzes Edelweib aus braunem Ahnenbild . . .
Der Reiter wirft sich in den Sessel vor dem Herd
Und starrt in den lebend'gen Brand. Er brütet, gafft . . .
Leis sträubt sich ihm das Haar. Er kennt den Herd, den Saal
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.

Den Abendtisch bestellt die greise Schaffnerin
Mit Linnen blendend weiß. Das Edelmägdlein hilft.
Ein Knabe trug den Krug mit Wein. Der Kinder Blick
Hängt schreckensstarr am Gast und hängt am Herd entsetzt . . .
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.
„Verdammt! Dasselbe Wappen! Dieser selbe Saal!
Drei Jahre sinds' . . . Auf einer Hugenottenjagd . . .
Eitt fein, halsstarrig Weib . . . „Wo steckt der Junker? Sprich!"
Sie schweigt. „Bekenn'!" Sie schweigt. „Gieb ihn heraus!" Sie
schweigt.
Ich werde wild. Der Stolz. Ich zerre das Geschöpf . . .
Die nackten Füße pack' ich ihr und stecke sie
Tief mitten in die Glut . . . „Gieb ihn heraus!" . . Sie schweigt.
Sie windet sich . . . Sahst du das Wappen nicht am Tor?
Wer hieß dich hier zu Gaste gehen, dummer Narr?
Hat er nur einen Tropfen Bluts, erwürgt er dich."
Eintritt der Edelmann „Du träumst! Zu Tische Gast . . ."

Da sitzen sie. Die drei in ihrer schwarzen Tracht
Und er. Doch keins der Kinder spricht das Tischgebet.
Ihn starren sie mit aufgeriss'nen Augen an —
Den Becher füllt und übergießt er, stürzt den Trunk,
Springt auf: „Herr, gebet jetzt mir meine Lagerstatt!
Müd' bin ich wie ein Hund!" Ein Diener leuchtet ihm;
Doch auf der Schwelle wirft er einen Blick zurück
Und sieht den Knaben flüstern in des Vaters Ohr . . .
Dem Diener folgt er taumelnd in das Turmgemach.

Fest riegelt er die Tür. Er prüft Pistol und Schwert,
Gell pfeift der Sturm. Die Diele bebt. Die Decke stöhnt.

Digitized by Google

Die Treppe kracht ... Dröhnt hier ein Tritt? ... Schleicht dort
[ein Schritt? ...
Ihn täuscht das Ohr. Vorüber wandelt Mitternacht.
Auf seinen Lidern lastet Blei, und schlummernd sinkt
Er auf das Lager. Draußen plätschert Regenflut.

Er träumt. „Gesteh'!" Sie schweigt. „Gieb ihn heraus!"
[Sie schweigt.
Er zerrt das Weib. Zwei Füße zucken in der Glut.
Aufsprüht und zischt ein Feuermeer, das ihn verschlingt ...
—„Erwach —! Du solltest längst von hinnen sein. Es tagt!"
Durch die Tapetentür in sein Gemach gelangt,
Vor seinem Lager steht des Schlosses Herr — ergraut,
Dem gestern dunkelbraun sich noch gekraust das Haar.

Sie reiten durch den Wald. Kein Lüftchen regt sich heut'.
Zerspittert liegen Ästetrümmer quer im Pfad.
Die frühsten Vöglein zwitschern, halb im Traume noch.
Friedselge Wolken schwimmen durch die klare Luft,
Als kehrten Engel heim von einer nächt'gen Wacht.
Die dunklen Schollen atmen kräft'gen Erdgeruch.
Die Ebne öffnet sich. Im Felde geht ein Pflug.
Der Reiter lauert aus den Augenwinkeln: „Herr,
Ihr seid ein kluger Mann und voll Besonnenheit
Und wißt, daß ich dem größten König eigen bin.
Lebt wohl. Auf Nimmerwiedersehn!" Der andre spricht:
„Du sagst's! Dem größten König eigen! Heute ward
Sein Dienst mir schwer ... Gemordet hast du teuflisch mir
Mein Weib! Und lebst ... Mein ist die Rache, redet Gott."

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03162 4466

Digitized by Google

Digitized by Google